

Hans Waldenfels SJ

Dialog und Mission – ein Widerspruch?

Spätestens seit dem 2. Vatikanischen Konzil ist „Dialog“ ein kirchlicher Schlüsselbegriff. Niemals zuvor war die Weltkirche in ihrer Vielfalt so sehr in Erscheinung getreten wie auf diesem Konzil. Zwar stellten die europäischen, besser: die westlichen Ortskirchen noch immer die Mehrzahl der auf dem Konzil vertretenen Bischöfe. Doch die Entwicklung, die mit dem Ende des 2. Weltkriegs eingesetzt hatte, war unübersehbar. Die Zeit des Kolonialismus ging zu Ende. Aus früheren Kolonialgebieten wurden selbständige junge Völker und Nationen. Aus früheren Missionsgebieten wurden junge Kirchen. Der Segen, der über das Latein als völkerverbindende Sprache gesprochen wurde, ging unter in der Entscheidung, dass die Völker Gott in ihren eigenen Sprachen verehren und anbeten könnten und dass die Botschaft des Evangeliums so verkündet wird, dass fast ein jeder sie seither in seiner Muttersprache vernehmen kann.

Dialog heute

Dialog besagt wesentlich, dass unterschiedliche Menschen und Menschengruppen miteinander ins Gespräch kommen. Dialog bedeutet aber auch, dass weder alle zur selben Zeit sprechen noch dass alle dieselbe Sprache sprechen. Dialog besteht immer im Hören und Sprechen, im Sprechen und Antworten. Wo sich fremde Menschen und fremde Menschengruppen begegnen, verlangt die wechselseitige Rücksichtnahme zudem, dass sie bemüht sind, sich auf gleicher Augenhöhe zu begegnen.

Nun ist die Kirche gerade in ihrer katholischen Gestalt seit langem eine hierarchisch gegliederte Gemeinschaft. Hierarchie aber schafft immer Über- und Unterordnungen, damit verbunden Autoritäts- und Machtstrukturen. Eine der bedeutendsten Enzykliken des Konzilspapstes Johannes XXIII. trug den Titel „*Mater et magistra*“, „*Mutter und Lehrerin*“. Ob derselbe Papst, wenn er das Ende des Konzils miterlebt hätte, auch dann noch einer Enzyklika einen solchen Titel gegeben hätte?

In der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* ist davon die Rede, dass die Kirche keineswegs nur Lehrerin, sondern auch Schülerin sein kann und muss. So handelt die Nr. 44 von der Hilfe, die die Kirche von der heutigen Welt erfährt. – eine Hilfe, die

sie von in der Welt Stehenden erhält, „die eine wirkliche Kernntnis der verschiedenen Institutionen und Fachgebiete haben und die Mentalität, die in diesen am Werke ist, wirklich verstehen, gleichgültig, ob es sich um Gläubige oder Ungläubige handelt“. Michael Sievernich, der hier zu Ehrende, gab seinem Beitrag zum Internationalen Kongress *WeltMission* im Mai 2006 in Freising die Überschrift *Von der Weltkirche lernen* – allerdings mit einem Fragezeichen, also als Anfrage¹. Die Festschrift für Michael Sievernich beginnt mit einem Beitrag von Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst: *Lernen im Vergleich*².

Man muss sich jedenfalls klar machen, dass die Einladung zum Dialog eine Einladung zu einem veränderten Umgang der Menschen untereinander ist. Das gilt für den Umgang mit einzelnen Menschen wie mit Menschengruppen. Die Einladung ergeht ganz allgemein in der Welt, keineswegs allein in der Kirche, - in der Kirche zunächst in dem Maße, als sie Teil der Welt ist und ihre Mitglieder zur Menschheitsfamilie gehören. Zwar ist der einzelne Mensch aus seinem Wesen heraus - jeder für sich - Individuum und Person sowie aus unserem Glauben ein von Gott einzigartig geschaffenes und geliebtes Wesen, aber er ist – das haben wir im Westen vielleicht lange Zeit eher vergessen – immer auch ein relationales Wesen, das heißt: ein Wesen, das wesentlich in einem Beziehungsgefüge lebt und von Anfang an in eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft hineingeboren ist. Das braucht in seinen philosophischen und theologischen Begründungen nicht weiter ausgeführt zu werden; theologisch würde uns das zum innertrinitarischen Beziehungsgefüge, also zur Lehre und zum Glauben an den dreifaltigen Gott führen.

Wir bleiben bei der Vordergründigkeit der konkreten menschheitlichen Geschichte. Wohl zu keiner Zeit ist der Reichtum, der mit der Verschiedenheit der Menschen gegeben ist, so sehr ins Bewusstsein getreten wie in unseren Tagen. Wir erleben die Menschen in ihren unterschiedlichen Sprachwelten, Kulturen, Religionen und Weltanschauungen. Dieses Erlebnis verstärkt sich, weil die Welt sich aufgrund der immer weiter entwickelten Kommunikationsmedien in ihren verschiedenen Kontinenten täglich näher rückt und die unterschiedlichsten Menschengruppen sich

¹ Vgl. *WeltMission* – Internationaler Kongress der Katholischen Kirche. Dokumentation (= Arbeitshilfen Nr. 202, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 2006), 282-292.

² Vgl. *M. Delgado / H. Waldenfels* (Hg.), *Evangelium und Kultur. Begegnungen und Brüche*. Academia Press: Fribourg / Kohlhammer: Stuttgart 2010, 15-24.

auf eine zuvor nicht gekannte Weise vermischen. Der Tourismus führt ungezählte Menschen in Gegenden, die niemals zuvor so vielen Menschen zugänglich waren wie heute. Umgekehrt kommen Menschen anderer Völker und Rassen aus beruflichen und anderen Gründen in unsere Heimatländer, werden bei uns heimisch und nehmen am Ende gar unsere Staatsangehörigkeit an. Das Migrationsproblem ist zwar nicht neu. Wir kennen die Völkerwanderung, den Zuzug zur Zeit der einsetzenden Industrialisierung. Doch im 19. Jahrhundert waren sich die Menschen zumeist wenigstens weltanschaulich nahe. Heute dagegen fällt es einer großen Zahl muslimischer Türken schwer, sich etwa bei uns in Deutschland zu integrieren. Deutsche und Migranten bleiben sich vielfach fremd.

Der Dialog ist somit nicht mehr allein Sache des privaten Lebens, sondern Sache der allgemeinen Öffentlichkeit, des politischen Lebens, schließlich auch des religiösen Lebens. Er hat es – um zwei moderne soziologische Begriffe zu benutzen – nicht zuletzt mit der Pluralisierung und Globalisierung unserer Gesellschaft zu tun. Unser öffentliches Leben wird immer mehr von der Vielfalt gesellschaftlicher Gruppierungen geprägt. Zugleich sind die lokalen und regionalen Gesellschaften – Kommunen und Länder –, dann auch die Staaten immer stärker in kontinentale Gefüge eingebunden, am Ende in einem weltweiten Verbund, also global vernetzt. Diese Vernetzung erschöpft sich aber nicht in ökonomischen und finanzpolitischen Verflechtungen, sondern betrifft zugleich die kulturellen und weltanschaulich-religiösen Verankerungen.

Hier aber heißt dann Dialog Bemühung um einen friedvollen und für alle Menschen nützlichen Umgang miteinander, der – ungeachtet der unvermeidlichen Konflikte und Konkurrenzsituationen – allen ein Leben in Freiheit und Gerechtigkeit gewährleistet. Wohin aber führt das konkret in den Religionen, für uns selbst im Christentum, in seinen Kirchen, in unserer Kirche?

Dialog statt Mission?

Michael Sievernich hat uns als letztes seiner vielen bedenkenswerten Publikationen ein eindrucksvolles Werk mit dem Titel *Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart*³ geschenkt. Es lädt zu einer erneuten Beschäftigung mit der Geschichte der Kirche von ihren Anfängen an ein und endet mit Hinweisen auf das, was heute

³ WBG: Darmstadt 2009.

ansteht. Da ist dann die Rede von der Begegnung der Religionen. Stand am Anfang die Frage nach dem Auftrag der Kirche und ihrer Sendung, ihrer „Mission“, so endet das Buch gleichsam mit zwei Warnsignalen. Die Begegnung der Religionen führt in eine Situation „zwischen Zwang und Toleranz“ und ruft nach der Beachtung des „Rechts des Anderen“. Dabei wird soviel klar: Zwang kann kein Weg sein, doch was heißt „Toleranz“? Ist Toleranz am Ende nichts Anderes als das Eintreten für ein *Laissez-faire*, in dem jeder nach seiner Fasson lebt und selig wird? Das kann es wohl nicht sein. Es gibt aber ein „Recht des Anderen“, das ein jeder auf seine Weise zu respektieren hat

Zwei Zwischenbemerkungen können hier hilfreich sein:

Erstens: Es gab in der Zeit nach dem Konzil zeitweilig das unterschwellige Gefühl, man solle besser „Mission“ durch „Dialog“ ersetzen. Ich verrate kein Geheimnis, dass es auch unter Vertretern der Missionswissenschaft Überlegungen gab, die Fachdisziplin umzubenennen und das Wort „Mission“ auszutauschen. Dabei ist die Disziplin ja kaum viel älter als ein gutes Jahrhundert – der älteste katholische Lehrstuhl kann 2011 auf sein hundertjähriges Bestehen in Münster zurückblicken. Zwar sind die drei deutschen Universitätslehrstühle – Münster, Würzburg und München - in den letzten Jahrzehnten entweder aufgegeben oder doch – wie in Münster – in ihrem Rang reduziert worden. Doch die Bezeichnung hat die Krisenzeiten überlebt. Allerdings mußte der letzte Inhaber des Münsterschen C4-Lehrstuhls Josef Glazik mit Schmerzen erleben, dass der Begriff „Mission“ nicht mehr allein für die christliche Verbreitung des Glaubens reserviert werden kann, sondern dass auch andere, im Hinduismus und Buddhismus und sonstwo beheimatete Religionsgruppen die Bezeichnung für sich in Anspruch nehmen. Doch nicht zuletzt dadurch erhielt der Begriff „Mission“ auch im Christentum neues Heimatrecht.

Zweitens: Wurde die Missionsgeschichte bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts noch weithin als Erfolgsgeschichte gelesen, so mehren sich seither die Einsprüche. Vor allem mehren sich in den letzten Jahren die Vorwürfe, es seien nicht nur die Muslime, sondern auch Christen für die Auslösung von Gewalt und Gewalttätigkeit verantwortlich; überhaupt sei Religion eine Wurzel gesellschaftlicher Gewalttätigkeit. So trage der in den monotheistischen, abrahamitischen Religionen verkündete Gott schließlich die Verantwortung für heilige Kriege, Inquisition und Unterdrückung von

Anders- und Ungläubigen, - Untaten, die von Anhängern dieser Religionen bis in unsere Tage ausgeübt würden.

Dagegen propagiert der Münchener Soziologe Ulrich Beck in seinem Buch *Der eigene Gott. Friedensfähigkeit und Gewaltpotential der Religionen*⁴ die These: „Inwieweit Wahrheit durch Frieden ersetzt werden kann, entscheidet über die Fortexistenz der Menschheit“ (209). Unbestritten ist für Beck – gegen die lang verbreitete These von einer Aufhebung der Religion durch eine fortschreitende Säkularisierung –, dass Religion auch in Zukunft eine Schlüsselrolle in der Weltpolitik spielen wird. Zu fragen ist nach ihm nur, „inwieweit die Ersetzung von Wahrheit durch Frieden möglich ist“ (ebd.). Er selbst tritt für eine neue Priorität des Friedens gegenüber der Wahrheit ein, „weil die Eine Wahrheit nicht allein den Frieden, sondern die Fortexistenz der Menschheit gefährdet“ (238). Hatte Samuel Philipp Huntington von einem *clash of civilizations* gesprochen, so konkretisiert Beck diesen *clash* zu einem *clash of universalisms* (vgl. 208 u.ö.). Anders gesagt: Es sind die universalen Ansprüche, die Absolutheitsansprüche, – der Absolutheitsanspruch des Christentums ist nur einer unter anderen –, die den Frieden unter den Völkern gefährden.

Was heißt dann noch „Mission“?

Das Missionsdekret des 2. Vatikanischen Konzils *Ad gentes* beginnt mit den Worten:

„Zur Völkerwelt von Gott gesandt, soll die Kirche ‚das allumfassende Sakrament des Heils‘ sein. So müht sie sich gemäß dem innersten Anspruch ihrer eigenen Katholizität und im Gehorsam gegen den Auftrag ihres Stifters, das Evangelium allen Menschen zu verkünden.“ (Nr.1)

Und weiter:

„Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach ‚missionarisch‘ (das heißt: als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters.“ (Nr. 2)

Hier fällt zweierlei auf: *Erstens*: Die Sendung der Kirche wird streng theologisch begründet und aus dem innertrinitarischen Sendungsprozess hergeleitet. *Zweitens*: Die Mission ist keine zusätzliche Aufgabe der Kirche, die beliebig unter ihren

⁴ Verlag der Weltreligionen:Frankfurt 2008; die folgenden Seitenangaben im Text beziehen sich auf dieses Buch.

Mitgliedern zugeordnet werden kann, Mission ist eine Wesenseigenschaft der Nachfolgegemeinschaft Jesu und hat es mit der umfassenden Aufgabe der Kirche zu tun, heilsvermittelndes Zeichen der Verbindung mit Gott und der Einheit der ganzen Menschheit zu sein. Sie findet ihre Konkretisierung in der Verkündigung des Evangeliums und das überall auf Erden. Christliche Mission besteht in der Evangelisierung der Völker. Entsprechend ist heute „Evangelisierung“ auch der neue Name der christlichen Mission. Der Begriff stand in der Mitte des Apostolischen Schreibens Papst Pauls VI. *Evangelii nuntiandi* vom 8. Dezember 1975⁵.

Nach diesem Schreiben besteht aber die Verkündigung zunächst in einem „*Zeugnis ohne Worte*“. Der Papst schreibt:

„Die Verkündigung muss vor allem durch ein Zeugnis erfolgen. Das geschieht z.B., wenn ein einzelner Christ oder eine Gruppe von Christen inmitten der menschlichen Gemeinschaft, in der sie leben, ihre Verständnis- und Annahmefähigkeit, ihre Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit den anderen, ihre Solidarität in den Anstrengungen aller für alles, was edel und gut ist, zum Ausdruck bringen. Ferner auch dadurch, dass sie auf ganz einfache und spontane Weise ihren Glauben in Werte bekunden, die über den allgemeingängigen Werten stehen, und ihre Hoffnung in etwas, das man nicht sieht und von dem man nicht einmal zu träumen wagt. Durch dieses *Zeugnis ohne Worte* (Meine Hervorhebung – H.W.) wecken diese Christen in den Herzen derer, die ihr Leben sehen, unwiderstehliche Fragen: Warum sind jene so? Was – oder wer – ist es, das sie beseelt? Warum sind sie mit uns? In der Tat, ein solches Zeugnis ist bereits stille, aber sehr kraftvolle und wirksame Verkündigung der Frohbotschaft...“

Zu diesem Zeugnis sind alle Christen aufgerufen; unter diesem Gesichtspunkt können sie alle wirkliche Träger der Evangelisierung sein.“ (Nr. 21)

Und er fügt hinzu:

„Wir denken insbesondere an die Verantwortung, die die Auswanderer in ihren Gastländern tragen.“

Michael Sievernich lenkt in seinem Standardwerk über die christliche Mission wiederholt die Aufmerksamkeit auf das, was er „kapillare Verbreitung“ nennt⁶. Darunter versteht er die Ausbreitung des Christentums im alltäglichen Leben, im Zusammenleben innerhalb der Familien und Hausgemeinschaften, im Freundeskreis, unter Berufskollegen, in der Nachbarschaft, auf Reisen, - auf jeden Fall

⁵ Vgl. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr.2, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz 1975.

⁶ Vgl. A. 3, 28 u.ö.

unspektakulär, nicht durch auffällige Aktionen und aufgrund gezielter Beauftragung. Anders gesagt: Die Mission verwirklicht sich ursprünglich im gelebten Zeugnis, das Anlass zu Rückfragen geben mag und dann auch zu ausgebildeten Formen einer werthafter Unterweisung, zu Katechese und Predigt, zu Glaubensreflexionen u.a. führt. Tatsächlich wird diese Seite der Mission in der Beschäftigung mit der Missionsgeschichte vielfach übersehen. Doch ist es diese Weise der Evangelisierung, in der Gleichnisse wie die vom Salz der Erde, vom Sauerteig und vom Licht der Welt erst wirklich zum Tragen kommen.

Wo das Zeugnis im Alltag bedacht wird, sind wir aber in den Situationen, in denen sich Menschen auf der Straße, zu Hause, um den Tisch oder sonstwo begegnen. Es sind die ursprünglich dialogischen Situationen, in denen Menschen auf Augenhöhe und zumeist ohne Herrschaftsallüren miteinander verkehren. Das bestätigt sich, wenn wir den Blick auf die verschiedenen Ebenen werfen, auf denen sich Dialog und Glaubensverkündigung abspielen.

Arten des Dialogs

In dem gemeinsam vom Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog und der Kongregation für die Evangelisierung der Völker am 19. Mai 1991 veröffentlichten Dokumente *Dialog und Verkündigung*⁷ werden vier Arten des Dialogs unterschieden:

- „a) Der Dialog des Lebens, in dem Menschen in einer offenen und nachbarschaftlichen Atmosphäre zusammenleben wollen, indem sie Freud und Leid, ihre menschlichen Probleme und Beschwerden miteinander teilen.
- b) Der Dialog des Handelns, in dem Christen und Nichtchristen für eine umfassende Entwicklung und Befreiung der Menschen zusammenarbeiten.
- c) Der Dialog des theologischen (wir könnten auch ganz allgemein sagen: des wissenschaftlichen – H.W.) Austausches, in dem Spezialisten ihr Verständnis ihres jeweiligen religiösen Erbes vertiefen und die gegenseitigen Werte zu schätzen lernen.
- d) Der Dialog der religiösen Erfahrung, in dem Menschen, die in ihrer eigenen religiösen Tradition verwurzelt sind, ihren spirituellen Reichtum teilen, z.B. was Gebet und Betrachtung, Glaube und Suche nach Gott oder dem Absoluten angeht.“ (Nr. 42)

Wie das christliche Zeugnis beginnt auch der Dialog in der Unscheinbarkeit alltäglichen Lebens. Damit ist ihm der Charakter des Außergewöhnlichen und

⁷ Vgl. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr.102.

Elitären genommen. Im alltäglichen Umgang gehört beides zusammen: das Gespräch und die Bezeugung der eigenen Überzeugungen. „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“, übersetzt Martin Luther Mt 12,34.

Wir tun also gut daran, beides – Dialog und Sendungsauftrag – in den Ablauf des alltäglichen Lebens zurückzubinden und ihnen den Hauch des Elitären zu nehmen. Das ist offensichtlich einfacher, wenn wir die theoretischen Reflexionen beiseite lassen und uns an der Praxis des Lebensalltags orientieren. Der Widerspruch, den manch einer zwischen Dialog und Mission sehen möchte, muss andere Gründe haben.

Der (scheinbare) Widerspruch

In der Tat hat der scheinbare Widerspruch zwischen Dialog und Mission seine eigenen Gründe.

(1) *Ein unterschiedliches Sprachgeschehen:* Dialog ist auf jeden Fall ein Sprachgeschehen, an dem immer mehrere beteiligt sind. Auch die Mission ist lange vorrangig als ein Sprachgeschehen angesehen worden, als werthafte Verkündigung und Zeugnisgebung. Doch in der werthafte Verkündigung spricht zunächst einer, und er tut es als Beauftragter. Die Apostel waren vom Herrn zur Sendung beauftragt und wurden als Beauftragte ausgesandt. Entsprechend war die Verkündigung zunächst monologisch, nicht dialogisch. Sie forderte zwar zu einer Antwort heraus und erzeugte so ein Sprachgefälle, in dem das ergehende Wort zur zustimmenden Antwort herausforderte. Nachträglich kann es so auch im Vorgang der Verkündigung zu einem Dialog kommen. Doch die Situation des potentiellen Hörers des Wortes steht zunächst nicht im Vordergrund. Seine Fragen und sein Suchen interessieren nicht. Und ob die Verkünder früher immer an einem nachträglichen Gespräch oder gar Dialog interessiert waren, lässt sich im Blick auf die Geschichte durchaus bezweifeln. Im Vordergrund stand lange einzig und allein die Botschaft, also das, was herübergebracht werden soll. Für den Verkünder war es dann wichtig, ob und wie er mit seiner Botschaft ankommt.

(2) *Der übersehene Hörer:* Zu den heute gewonnenen Einsichten gehört, dass die Botschaft des Evangeliums nirgendwo auf eine *tabula rasa* stößt. Von Leonardo Boff

stammt das schöne Buch mit dem Titel *Gott kommt früher als der Missionar*⁸. Schön wäre es, wenn es immer nur Gott wäre, der schon früher da war. Tatsächlich hat der Andere aber zunächst seine eigenen, ihm aus seiner Biographie zugewachsenen Überzeugungen. Immer hat er auch seine eigene Weltanschauung und Religion. Mit dem 2. Vatikanischen Konzil bekennen wir Christen uns inzwischen zu dem, was in anderen Religionen wahr und heilig ist (vgl. *Nostra aetate* Nr. 2). Damit aber wird zugleich gesagt, dass wir den Hörer in seiner Andersheit nicht mehr einfach übersehen können, dass er nicht mehr allein unser „Missionsobjekt“ ist, sondern dass wir ihn in seiner eigenen *Subjekthaftigkeit* als Gegenüber und als Gesprächspartner wahr- und ernstnehmen müssen.

(3) *Die fehlende Hermeneutik*: Aus heutiger Sicht stellen wir fest, dass es viel zu lange an einer hinreichenden Hermeneutik des Fremden gefehlt hat. Zwar haben die großen Missionare der neuzeitlichen Mission in Lateinamerika, in Indien und China – ich nenne anlässlich seines Jubiläums Matteo Ricci, der am 11. Mai 1610, also vor 400 Jahren, in Beijing gestorben ist, – nach Brücken des Verstehens und der Verständigung gesucht. Sie haben sich bemüht, die fremden Sprachen zu lernen, und nach Anknüpfungspunkten in anderen Sprachen, Philosophien und Religionen geforscht. Doch es muss erlaubt sein zu fragen: Haben sie die fremden Standpunkte auch als *in sich* wertvolle Erkenntnisgrundlagen betrachtet? Oder waren die fremden Ideen nicht doch vielmehr vorrangig in ihrem Nützlichkeitswert und ihrer Verwendbarkeit für die Verbreitung der eigenen Ideen, Lehren und Botschaften interessant?

Die genannten Fragepunkte lassen sich ergänzen und erweitern. Es lässt sich manches zurückfragen. Wir begnügen uns mit der Feststellung, dass sich aus verschiedenen Gründen ein Widerspruch zwischen Dialog und Mission konstruieren lässt und dass man heute im Dialog einen Ansatzpunkt für einen erneuerten Umgang mit Anderen und Fremden erkennen kann. Ich selbst möchte aber an dieser Stelle auf einige Gefährdungen unserer missionarischen Einstellung aufmerksam machen.

Vergleichen – reicht das?

⁸ Vgl. *L.Boff*, *Gott kommt früher als der Missionar*. Neuevangelisierung für eine Kultur des Lebens und der Freiheit. Patmos: Düsseldorf 1991..

Wer Fremdem begegnet, muss das Fremde als solches wahrnehmen. Es ist nicht verwunderlich, dass die Ästhetik als Wahrnehmungslehre und, damit verbunden, die Phänomenologie auch in der Theologie zunehmend Beachtung finden. Wer sich über andere und anderes ein Urteil bilden will, muss sie zunächst kennen lernen. Nur dann kann er sie verstehen und sich im zwischenmenschlichen Bereich verständigen. Das gilt auch, wenn wir uns auf andere Weltanschauungen und Religionen einlassen. Jede Kenntnisnahme des Fremden aber beginnt zumeist mit der Wahrnehmung von Bekanntem und Vertrautem. Anders gesagt: Man beginnt das Fremde mit Bekanntem zu vergleichen, es kommt zu einem Wiedererkennen oder eben auch nicht. Wir gehen also von uns Bekanntem auf das uns Fremde zu und stellen - zumeist ohne viel dabei zu denken – Vergleiche an.

Das kennen wir aus der wissenschaftlichen Praxis. In der Religionswissenschaft nimmt die vergleichende Religionswissenschaft längst einen breiten Raum ein. Schon vor Jahren hat der Münstersche Religionspädagoge Adolf Exeler eine vergleichende Pastoral gefordert und entsprechende Reaktionen in der praktischen Theologie, auch in der Missionswissenschaft ausgelöst. In einer Zeit, in der die Kontextualität der Theologie, also die Eingebundenheit der Theologie in Raum und Zeit, theologisch reflektiert wird, braucht die Berechtigung einer solchen Grundeinstellung nicht mehr ausführlich begründet zu werden.

Nachdenklich stimmt freilich, was der Berliner Kommunikationstheoretiker und Philosoph Norbert Bolz mit Niklas Luhmann u.a. bemerkt⁹:

*„Man streitet nicht, man vergleicht. So resümiert Niklas Luhmann einen rein funktionalistischen Begriff der Kultur des Vergleichs der Kulturen. Doch das funktioniert nur in der Eigenwelt der Wissenschaft und antwortet nicht auf das Selbstverständnis des guten Europäers. Rüdiger Altmann spricht im ‚Blick auf diese komparatistische Kulturwissenschaft spöttisch vom *entproblematisierten Europäer, der sein Amüsement dabei findet, Kammerdiener seiner Kultur zu sein und froh ist, wenn er einen noch so schlüpfrigen Notausgang aus seiner Geschichte erreicht.*“*

Nach Luhmann und Bolz löst also der Vergleich den Streit ab. Es geht nicht mehr darum, sich für etwas zu entscheiden, sondern es genügt anscheinend, miteinander auszukommen. In der Tat stellt sich, wo der Vergleich sich in den Vordergrund spielt,

⁹ Vgl. N. Bolz, Das Wissen der Religion. Betrachtungen eines religiös Unmusikalischen. Fink: München 2008, 14. Bolz geht es in dem Buch in hohem Maße um die Stellung des Europäers (und des Christentums) im heutigen Kulturvergleich.

die Frage: Was will man im Vergleich erreichen? Gewiss ist schon viel erreicht, wenn man zu einem besseren Verstehen kommt. Doch erfüllen wir als Theologen damit unseren Auftrag? Wandelt sich nicht die Theologie in mancher Hinsicht längst unter der Hand zu einer christlichen Religionswissenschaft?

Theologie ist wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass sie sich im bleibenden Spannungsfeld von wissenschaftlicher Verantwortung und Rückbindung an das christliche Zeugnis, von Wissenschaftlichkeit und Kirchlichkeit vollzieht. Sie ist aber keine Theologie mehr, wenn sie sich im Rahmen interdisziplinärer Forschung am Ende nur noch mit den Bedingungen befasst, unter denen sie sich entfaltet, und über der Beschäftigung mit Kontexten den Sinn für den Text und die ursprüngliche Motivation und Inspiration aus den Augen verliert.

Jeder ernsthafte Dialog hat, wenn er bewusst als solcher geführt wird, Inhalt und Ziel. Das wurde schon bei der Aufzählung der verschiedenen Ebenen des interreligiösen Dialogs deutlich: Man möchte im Alltag miteinander zu Recht kommen. Es gibt sinnvolle Kooperationen im gesellschaftlichen Raum, in praktischen Fragen, bei Notsituationen, Katastrophen, im Einsatz für Freiheit und Gerechtigkeit. Man will sich besser kennen lernen und verstehen. Man will sich im Feld religiöser Erfahrung austauschen, vertiefen, vielleicht gar befruchten.

In all diesen Situationen eines interreligiösen Dialogs spielen aber Überzeugungen mit, ja sie dürfen und sollen mitspielen. Dagegen gehört es zur Grundlage komparativer Wissenschaften, dass persönliche Überzeugungen draußen vor bleiben. Zwischen Religionswissenschaft und Theologie liegt darin der entscheidende Unterschied. Wenn Ulrich Beck es für angezeigt hält, dass wir um des lieben Friedens willen die Wahrheitsfrage ein- oder gar ausklammern, stehen wir an diesem entscheidenden Punkt.

Als Theologen können wir uns aber im Prozess des Kennenlernens und Vergleichens nicht darauf beschränken, Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten, und sie auf sich beruhen lassen. Wir kommen – im Gegensatz zu Beck - schon um der Gestaltung unserer eigenen Existenz und der Zukunft willen an Entscheidungen nicht vorbei. Die Wahrheitsfrage bleibt ein Stachel im Fleisch. Schließlich erschöpfen sich religiöse Grundüberzeugungen auch nicht in der Kritik an bestehenden Zuständen, Sie waren und sind stets *positive* Impulse, die in den Weltdiskurs

einzubringen sind, - *importune opportune*, ob es passt oder nicht. Wer für den Frieden eintritt, muss zugeben, dass es auch den faulen Frieden und die Friedhofsruhe gibt, die niemanden zufrieden stellen können.

Auf den Areopagen heutiger Welt

Papst Johannes Paul II. gab in seiner großen Missionsenzyklika *Redemptoris missio* vom 7. Dezember 1990, also vor 20 Jahren, zu bedenken, dass der Mensch in der modernen Welt dazu neigt, „sich auf die horizontale Ebene einzuengen“, und fragte¹⁰:

„... was wird aus dem Menschen ohne Öffnung auf das Absolute hin? Die Antwort liegt innerhalb des Erfahrungsbereiches jedes Menschen, sie ist aber auch eingeschrieben in die Geschichte der Menschheit, mit dem im Namen von Ideologien und politischen Regimen vergossenen Blut, die eine ‚neue Menschheit‘ ohne Gott aufbauen wollten.“ (Nr. 14)

Bei allen Vergleichen im innerweltlichen Raum dürfen wir die Grundfrage nach Transzendenz, nach dem Absoluten, nach Gott nicht auf sich beruhen lassen. Die Krisensituationen in der Welt dürfen uns nicht blind machen für die viel grundlegendere Krise des Gottesverlustes in der Welt.

Wir alle kennen die große Missionsrede, die Paulus mit eher zweifelhaftem Erfolg auf dem Areopag von Athen gehalten hat. Johannes Paul II. griff dieses Bild in der Enzyklika auf und sprach von „modernen Areopagen“ (vgl. Nr. 37). Zu ihnen zählte er die Welt der Kommunikation, die Massenmedien, ihren Einfluss auf die Ausbildung einer neuen Kultur und Sprache; er nannte den Friedenseinsatz, die Entwicklung und Befreiung der Völker und Minderheiten, die Menschenrechte, die Förderung von Frauen und Kindern, den Schutz der Schöpfung, den weitläufigen Areopag der Kultur, der wissenschaftlichen Forschung und der internationalen Beziehungen, „die alle einen Dialog begünstigen und zu neuen Projekten zugunsten des Lebens führen“.

Er fährt dann fort:

„Man muss sich aufmerksam und engagiert in diesen modernen Instanzen einbringen. Die Menschen fühlen sich wie Seeleute auf der stürmischen See des Lebens, aufgerufen zu immer größerer Einheit und Solidarität. Lösungen für die existentiellen Probleme können nur unter Mitwirkung aller studiert,

¹⁰ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr.100.

diskutiert und experimentiert werden.... Die Christen, die in dieser internationalen Dimension leben und arbeiten, sollen sich ihre Pflicht, das Evangelium zu bezeugen, vor Augen halten.“

In der Tat leben wir in einer dramatischen und faszinierenden Zeit. Wir müssen sie nur immer neu in ihrer Dramatik wahrnehmen. Doch als Christen sollten wir also, wo immer wir leben und wirken, nicht vergessen: Wir leben aus Überzeugungen, und wir leben bei allem, was wir tun, auf dem Weg der Nachfolge Christi. Das aber muss in unserem Leben sichtbar und spürbar werden. Was die Kirche als Nachfolgemeinschaft Jesu der Welt bietet, ist in den Worten des Papstes dies:

„Christus, der sich als ‚der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ (Joh 14,16) bezeichnet. Es ist der christliche Weg der Begegnung mit Gott, mit dem Gebet, mit der Askese, mit der Entdeckung des Lebenssinnes. Auch das ist auf dem Areopag zu verkündigen.“

In der Praxis des Lebens finden Dialog und Mission zusammen. Wo das den Vertretern der verschiedenen religiösen Wege bewusst ist, werden sie – im Bild des Apostels Paulus gesagt (vgl. 1 Kor 9,24) - Läufer in der Rennbahn, die um die Wette dem Ziel des Lebens entgegenlaufen. Mögen wir alle stets bemüht sein, das Ziel zu erreichen!